

Maria W. Peter

Die Küste der Freiheit



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

Erstes Buch - In der Heimat

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Zweites Buch - Ferne Ufer

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Drittes Buch - Das Wiedersehen

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Viertes Buch - Zwischen den Fronten

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Fünftes Buch - Entscheidungen

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11

Epilog

Nachwort

Glossar

Für die Romanhandlung bedeutsame historische
Persönlichkeiten

Danksagung

Auf den Spuren von Anna und Lorenz - Reise- und
Stöbertipps

Weitere Titel der Autorin

Die Festung am Rhein

Die Melodie der Schatten

Eine Liebe zwischen den Fronten

Über dieses Buch

Eine starke junge Frau auf der Suche nach Freiheit und Liebe - die große Auswanderersaga

Hessen, 1776: Als ihr geliebter Lorenz mit seinem Regiment nach Amerika in den Krieg geschickt wird, ist Anna zutiefst verzweifelt. So verzweifelt, dass sie sich als Schuldmagd in die amerikanischen Kolonien verkauft, um Lorenz zu suchen. Nach der beschwerlichen Überfahrt in die Neue Welt landet Anna auf einer Tabakplantage in Virginia - und wird kurze Zeit später wegen Hexerei verurteilt. Lorenz hat mittlerweile erfahren, dass sie ihm gefolgt ist und unter schrecklichen Bedingungen lebt - doch wird er rechtzeitig zu ihr kommen, um sie zu vor der drohenden Hinrichtung zu retten?

Eine epische Saga über eine Welt im Umbruch, in der alte gesellschaftliche Ordnungen ihre Gültigkeit verlieren - und eine große Liebe im Schatten des Krieges.

eBooks von beHEARTBEAT - Herzklopfen garantiert.

Über die Autorin

Maria W. Peter ist seit Langem von Amerika begeistert. Während ihres Studiums der Amerikanistik und Anglistik war sie Mitglied eines amerikanischen Chors auf dem Militärstützpunkt in Kaiserslautern und pflegte intensive Kontakte zu amerikanischen Familien. Später lebte sie in Columbia, Missouri, wo sie als Fulbright-Stipendiatin die *School of Journalism* besuchte. Dort erlag sie endgültig der Faszination amerikanischer Kultur und Geschichte. Heute ist sie als freie Autorin tätig und pendelt zwischen dem Rheinland und dem Saarland.

Besuchen Sie auch die Homepage der Autorin:
www.mariawpeter.de

Maria W. Peter

DIE KÜSTE DER FREIHEIT



beHEARTBEAT

Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Kartenillustration: Markus Weber | Guter Punkt, München

Covergestaltung: © Guter Punkt, München unter Verwendung von Motiven von

© Gettyimages: alexkich | jgroup | SeanPavonePhoto | landscape

eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-9078-0

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für Lisa Lapsley
zur Erinnerung an unsere Studienzeit in Missouri
und die gemeinsame Suche nach den Wurzeln.

Sowie für Edith und Eddie Lanuzga,
mit deren Familie ich bereits in Deutschland
ein Stück Amerika erleben durfte.

Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht,
dass alle Menschen gleich erschaffen worden,
dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen
unveräußerlichen
Rechten begabt worden, worunter sind Leben,
Freyheit und das Bestreben nach Glückseligkeit.

Präambel der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung

Warum sollte ich meine Freiheit richten lassen von dem
Gewissen eines andern?

1 Korinther 10,29

ERSTES BUCH – IN DER HEIMAT

Herbst 1775 bis Frühjahr 1776

Fürstentum Waldeck-Pyrmont,
Cöln und Cassel

KAPITEL 1

*Dorf Berich, Fürstentum Waldeck-Pyrmont,
September 1775*

Ein erbärmliches Wimmern erfüllte die stickige Luft in der Hütte, deren Fenster lediglich mit schmutzigen Stofffetzen verhangen waren. Zuerst schwach und hilflos, steigerte es sich langsam zu einem herzerweichenden Schreien, während Anna den dämmrigen Raum durchquerte und ihre Hände in einen Bottich tauchte. Das Blut, das sie sich abwusch, färbte das warme Wasser dunkel. Am Stoff ihrer Schürze rieb sie sich die Finger trocken, strich sich über die erhitzte Stirn und hörte zufrieden, wie das Schreien verebbte.

Mit einem müden Lächeln näherte sie sich dem Bett der jungen Mutter, die noch ein wenig unbeholfen ihren Säugling im Arm hielt, der sich unter der Wärme der Decke beruhigte. Leicht berührte Anna sein Köpfchen, an dem der Flaum feuchter Haare klebte. Jedes Mal aufs Neue erschien ihr die Geburt eines Menschen wie ein Wunder, ein Geschenk Gottes.

Einen Moment lang ruhte ihre Hand auf dem Neugeborenen, dann schloss sie die Augen und sprach ein kurzes Gebet, bevor sie wieder in die Gegenwart zurückkehrte und an die Gefahr dachte, der sie sich durch ihre Anwesenheit hier aussetzte.

»Ich muss jetzt aufbrechen«, sagte sie leise. »Bald geht die Sonne auf, und es wäre nicht gut, wenn ich bis dahin nicht zurück bin.«

Während die junge Mutter ihr lächelnd zunicke, stand der Vater des Kindes, ein einfach gekleideter Bauer, etwas

unsicher neben dem Bett. Jung und unerfahren, wie er war, würde er es nicht leicht haben, für den Lebensunterhalt seiner Familie zu sorgen. Doch dies war *seine* Aufgabe.

Aus Erfahrung wusste Anna, dass beim ersten Kind die Freude meist noch groß war. Wenn aber dann die Familie ständig wuchs und es immer mehr hungrige Mäuler zu stopfen galt, hielt in vielen Familien die Not Einzug.

Schweigend nahm sie ihren Umhang, den sie auf einem Stuhl neben dem Bett abgelegt hatte, gab noch Anweisungen, das Wasser im Bottich zu erneuern und die blutigen Leinentücher zu waschen. Dann schlug sie die Kapuze über ihren Kopf, trat durch die Tür nach draußen und atmete tief die kühle Septemberluft ein. Am Horizont war bereits ein grauer Streifen zu sehen. Dunstschwaden stiegen aus der nahegelegenen Eder auf und schwebten gespenstisch über dem Wasser.

Obwohl sie die ganze Nacht über gewacht hatte, fühlte sich Anna nicht müde, eher leicht und ein wenig schwindelig. Ihre Rocksäume schleiften über den feuchten Boden, als sie den steilen Rückweg durch den herbstlichen Wald antrat. Noch immer verweilten ihre Gedanken bei dem Neugeborenen, dem sie gerade auf die Welt geholfen hatte, während ihr Magen mit einem leisen Rumoren signalisierte, dass sie lange nichts mehr gegessen hatte.

Morgennebel hing über dem taufeuchten Gras, das Grau am Horizont löste sich allmählich auf und nahm die unterschiedlichsten Rosatöne an. In der Luft hing der vertraute Geruch nach trockenem Stroh, reifen Äpfeln und abgeernteten Feldern.

Es war kein allzu weiter Weg vom Dorf Berich zurück nach Waldeck, wo Anna und ihr Vater Zuflucht gefunden hatten, als sie ihre Heimat auf dem Weyerhof im vergangenen Frühjahr aufgrund ihrer Glaubenszugehörigkeit verlassen mussten. Dem dortigen Fürsten von Nassau-Weilburg waren Mennoniten wie sie – abschätzig auch Wiedertäufer genannt – nicht sonderlich

willkommen. Aus diesem Grunde durfte in seinem Fürstentum die mennonitische Bevölkerung eine bestimmte Anzahl nicht überschreiten. Dies hatte zur Folge, dass viele von ihnen, gerade junge Menschen, immer wieder gezwungen waren, ihr Glück in der Fremde zu suchen.

Es waren Glaubensbrüder aus dem unweit von Cassel gelegenen Fürstentum Waldeck-Pyrmont, die sich bereit erklärt hatten, Anna und ihren Vater in ihrer Mitte aufzunehmen. Als amische Täufer, einer besonders strenggläubigen Ausrichtung, unterschied sich die Waldecker Gemeinde jedoch in manchen Traditionen deutlich von dem, was Anna von ihrer Heimat her kannte. Gleichwohl war die Geschwisterlichkeit im gemeinsamen täuferischen Glauben ein spürbarer Trost für sie, der ihr, nach allem, was hinter ihr und ihrer Familie lag, das Gefühl von Sicherheit verlieh. Und an diesem seltsam verzauberten Herbstmorgen war Anna bereit zu glauben, hier, bei den Amischen in Waldeck, wirklich eine neue Heimat gefunden zu haben.

Ein plötzliches Knacken von Zweigen ließ sie zusammenfahren. Unvermittelt stieg das Gefühl einer drohenden Gefahr, die im Verborgenen lauerte, in ihr auf. Wurde sie beobachtet? Ihr Herz hämmerte wie wild, als sie stehen blieb und sich umschaute. Doch sie sah nur eine Krähe, die über die sich schon gelb verfärbenden Bäume flatterte, und eine streunende Katze, deren grünliche Augen aus dem Unterholz leuchteten.

Angeblich sollte dieser Landstrich verwunschen sein. Kein Wunder, dass Geschichten von Geistern, Hexen und Zauberern die Runde machten und sich viele des Nachts gar nicht mehr in den Wald trauten. Dieser Aberglaube hatte Anna gelehrt, ihr heilkundliches Wissen zurückhaltend einzusetzen, um den Leuten keinen Anlass zu Gerede und Verdächtigungen zu geben. Ohnehin standen die häufig auf abgeschiedenen Pachthöfen lebenden Täufer bei den Dorfbewohnern in dem Ruf,

fremdartig und eigenbrötlerisch zu sein, ja im Bunde mit den unterirdischen Mächten zu stehen. Da musste man den Gerüchten nicht noch weitere Nahrung liefern.

Anna fürchtete sich weder vor Hexen noch vor Gespenstern. Doch zwischen den vom Nebel verhangenen Bäumen lag der Hauch einer wirklichen Gefahr. Sie glaubte, ein gehetztes Atmen zu hören.

Erschrocken raffte sie die Röcke und wollte ihre Schritte beschleunigen. Ein erneutes Knacken ließ sie herumfahren. Hinter einer der dicken, knorrigen Eichen sprang eine Gestalt hervor, hatte sie mit wenigen Schritten erreicht, packte sie und presste ihr eine schwielige Hand auf den Mund. Wie eine kalte Woge schwappte Panik über sie und raubte ihr den Atem, sodass bunte Sterne vor ihren Augen tanzten.

»Nicht schreien, Mademoiselle! Nicht schreien!«

Verzweifelt wand sich Anna im Griff des Mannes, unfähig, um Hilfe zu rufen.

»Versprich mir, still zu sein! Dann lass ich dich los.«

Ihr fehlte die Kraft, um sich zu rühren.

Der Fremde schüttelte sie so fest, dass sie fast das Bewusstsein verlor.

»Hast du gehört?«, zischte er. »Du sollst nicht schreien, oder ...«

Ein Zittern hatte sich in Annas Körper ausgebreitet, und nur unter Aufbietung all ihrer Willenskraft gelang ihr ein Nicken.

Vorsichtig, als traue er ihr nicht, lockerte der Mann den Griff, löste seine Finger aus ihrem Gesicht und gab sie schließlich frei. Wie eine Ertrinkende rang sie nach Luft und wäre beinahe zu Boden gestürzt, doch mit einem Ruck riss der Fremde sie herum, sodass sie ihn direkt anschauen musste.

Ein dunkelgrüner Rock, rote Aufschläge und messingfarbene Knöpfe. Ein Soldat, einer der Hessischen. Aber was ...

»Hör zu, du musst mir helfen. Ich brauche einen Unterschlupf! Schnell!«

Ungläubig vor Überraschung starrte sie ihn an. Sie sollte ihn verstecken? Einen Soldaten? Einen von denen, die bereit waren, auf bloßen Befehl hin Tod und Krieg über ein Land zu bringen, statt auf Gottes Weisungen der Gewaltlosigkeit und des Friedens zu hören?

Aber weshalb?

Anna bemerkte seinen gehetzten Blick, sein unrasiertes Gesicht, die zerrissenen, mit verkrustetem Schlamm bedeckten Leinenhosen, und plötzlich begriff sie: Er war ein Entlaufener, ein Deserteur! Aus Gründen, die sie nicht kannte, hatte er sein Heil in der Flucht gesucht, Leib und Leben riskiert, um das blutige Handwerk des Soldatenlebens hinter sich zu lassen, wohl wissend, dass ihm bei Gefangennahme Hiebe und Demütigung drohten, wenn nicht gar der Tod. Und nun bat er *sie* um Hilfe.

Noch immer raste Annas Herz, und das Blut rauschte in ihren Ohren. Dort, wo der Soldat sie festgehalten hatte, brannte ihr Arm, ebenso wie ihr Gesicht. Ein irrer Glanz lag in seinen Augen, und sie wünschte sich weit weg, in die Sicherheit ihrer Hütte.

Aber hatte sie das Recht, ihm ihre Unterstützung zu verweigern, wenn er den Willen hatte, dem Kriegshandwerk abzuschwören? Sie, Anna Hochstetter, deren Vorfahren für ihren Glauben und ein Leben in Gewaltlosigkeit Verachtung, Vertreibung und sogar den Tod riskiert hatten?

Zögernd nickte sie dem Fremden, der noch immer schwer atmend vor ihr stand, zu. »Kommt mit mir!«

Obgleich eine innere Stimme sie davor warnte, ihm zu trauen, ging sie an ihm vorbei. Ein gepresstes Aufatmen und das Rascheln seiner Schritte zeigten ihr, dass er ihr folgte.

Die ersten mit Lehm verputzten Fachwerkhäuser tauchten vor ihnen auf, und Anna blieb einen Moment

stehen, um das friedlich daliegende Waldeck zu betrachten, über dessen Schloss bereits die Sonne aufstieg. Doch das angespannte Keuchen neben ihr erinnerte sie daran, dass sie keine Zeit zu verlieren hatte, und so beschleunigte sie ihren Schritt und erreichte schließlich den etwas außerhalb gelegenen Pacht Hof, in dem um diese Zeit ein geschäftiges Leben erwachte.

Zielstrebig hielt sie auf eine der Scheunen zu, die im Winter auch als Stall genutzt wurden. Gerade wollte Anna die grob behauene Holztür öffnen, als sie aufgeregte Stimmen, Hufgetrappel und schwere Schritte vernahm. Da ihr das Gebäude jedoch den Blick verspernte, konnte sie nicht sehen, was da vor sich ging.

Einen kurzen Moment lang war sie versucht, nachzuschauen, aber der Soldat packte sie am Ellbogen und zerrte sie grob zurück.

»Mademoiselle, bitte!«, zischte er.

Anna gab sich einen Ruck und öffnete die Tür. Sie schaute sich nach allen Seiten um und spähte hinein, um sich zu vergewissern, dass sich niemand dort aufhielt. Erst dann gab sie dem Fremden ein Zeichen, ihr zu folgen.

Staubkörner tanzten in der Luft und schimmerten matt in den durch die Fenster und zwischen den Balken hereinfließenden Lichtstrahlen. Der vertraute, warme Geruch nach sauberem Heu und den Kräutern, die zum Trocknen an der Decke aufgehängt waren, stieg ihr in die Nase.

Als die Tür zufiel, riss das Knarren der Scharniere Anna aus ihren Betrachtungen. Sie fuhr zusammen, da der Fremde plötzlich hinter ihr stand und seine Hand auf ihre Schulter legte. Entschieden schob sie diese beiseite und wandte sich um.

»Das ist alles, was ich Euch anbieten kann. Im hinteren Teil wird das Heu in Ballen gelagert. Wenn Ihr möchtet, könnt Ihr Euch dort einrichten, bis ...« Sie unterbrach sich

und trat einen Schritt zurück, als der Deserteur ihr mit den Fingerkuppen die Wangen entlang über das Gesicht strich.

»Lasst das!«, zischte sie empört, doch mit einem Griff hatte er ihren Arm gepackt und zog sie näher zu sich heran.

»Ich bin dir zu großem Dank verpflichtet«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Du hast mein armseliges Leben gerettet, und dafür möchte ich ...«

»Ich versuche nur, nach Gottes Willen zu handeln, und benötige keinen Dank.« Mit einer ruckartigen Bewegung gelang es Anna, sich zu befreien und aus seiner Reichweite zu kommen. Seine Augen blieben auf sie geheftet, aber er unternahm keinen weiteren Versuch, sich ihr zu nähern.

»Ich werde heute Abend nach Euch schauen«, sagte sie hastig und wandte sich dem Ausgang zu, während sie das Gefühl überkam, dass sie gerade einen großen Fehler begangen hatte. »Wenn es mir möglich ist, werde ich Euch etwas zu essen bringen, aber jetzt muss ich ...«

Noch bevor sie die Tür erreicht hatte, war der Fremde auf sie zugesprungen und fasste sie am Handgelenk.

»Hiergeblieben!« Mit einem Ruck riss er sie herum und presste sie so eng an sich, dass sie das Kratzen seiner unrasierten Wangen auf ihrem Gesicht spürte und seinen unangenehmen Atem roch. »Ich kann mich nicht erinnern, dass ich dir erlaubt habe zu gehen.«

Aus dem unguuten Gefühl wurde Angst. Verzweifelt versuchte Anna, ihn abzuschütteln. »Was soll das, lasst mich los!«

Doch er fasste sie noch fester und presste seine Lippen erst auf ihren Hals, dann auf ihre Wange. Bevor er ihren Mund erreichen konnte, holte Anna aus und versetzte ihm mit solcher Kraft eine schallende Ohrfeige, dass ihre Handfläche brannte.

Überrascht hielt der Mann für einen Moment inne. Doch dann verengten sich seine Augen, und er packte ihren Kopf, sodass Anna sich wie in einem Schraubstock fühlte.

»Du willst wohl kämpfen, du kleines Biest? Das wundert mich aber. Ich dachte, ihr Ketzer wärt so friedliebend. Aber wenn du's nicht anders haben willst.«

Hart stieß er sie auf die Erde. Der Aufprall raubte Anna den Atem. Keuchend rang sie nach Luft, und der süßliche Geschmack von Blut breitete sich in ihrem Mund aus.

Panik ergriff sie, als der Fremde mit seinem Knie ihre Beine auseinanderzwang, während er sich gleichzeitig an ihrem Mieder zu schaffen machte.

Sie schrie auf. Entsetzt und ungläubig zugleich.

»Keinen Ton mehr!« Ein unerwarteter Schlag riss ihr Gesicht zur Seite und ließ sie verstummen. Die Klinge eines Messers blitzte vor ihren Augen auf. »Noch ein Wort, du ketzerisches Miststück und ...« Wie zur Warnung ließ er die scharfe Schneide ihren Hals entlanggleiten. Ein Tropfen Blut quoll hervor, rann langsam ihre Haut hinab und tränkte den steifen Stoff ihres Mieders.

Der Blick des Fremden war der Blutspur gefolgt und verweilte an ihrem Brustansatz. Mit einem Ruck des Messers durchtrennte er das Mieder und schlitzte dann ihren Rock auf, der langsam zu Boden sank. Anna trug nun nichts mehr als ihre Chemise, das dünne leinene Unterkleid, das sie nur noch notdürftig bedeckte.

»Was wollt Ihr von mir? Was ...«

»Schweig!« Das schwere Gewicht seines Körpers presste Anna fester auf den Boden, als er ihr seine schwielige Hand auf den Mund drückte. »Ich hab doch gesagt, du sollst still sein, allerdings ...« Ein hässliches Lachen entblößte seine ungepflegten Zähne. »Gelegentlich weiß ich es durchaus zu schätzen, wenn eine Frau zu schreien versteht.«

Gierig fuhr seine Zunge über seine Lippen, während er mit der freien Hand ihre Wangen und den Hals hinabglitt.

Annas Blick verschwamm. In seinem Griff war es ihr unmöglich zu atmen. Mit letzter Kraft versuchte sie, sich zu wehren, doch gegen diesen Irren hatte sie keine Chance.

»So, kleine Ketzerin!« Seine Stimme keuchte vor Anstrengung und Erregung, und beim Geruch seines stinkenden Atems glaubte Anna, sich übergeben zu müssen. »Jetzt zeig ich dir, wozu ein aufrechter Mann in der Lage ist, und du wirst schön ... Au! Verflucht!«

In schierer Verzweiflung hatte Anna ihm ihre Zähne in die Hand geschlagen, die er noch immer auf ihren Mund gepresst hielt. Fluchend fuhr er zurück und besah sich die kleinen tiefen Wunden, aus denen rubinrote Blutstropfen perlten.

Anna nutzte die Gunst des Augenblicks, um sich unter dem Angreifer wegzurollen. Doch dessen anfänglicher Schreck über ihre unerwartete Gegenwehr schien seine Wut und seine Begierde nur noch weiter angestachelt zu haben.

»Du dreckiges Ding!« Ein Faustschlag traf ihre Wangenknochen, Schmerz explodierte in ihrem Kopf, und einen Moment lang glaubte sie, die Besinnung zu verlieren. »Wie kannst du es wagen, du elendes ...«

Mehr hörte Anna nicht, denn erneut hatte der Fremde sich mit seinem ganzen Gewicht auf sie geworfen. Gellend stieß sie einen Schrei aus, bevor er mit seiner blutenden Hand ihren Mund endgültig verschloss.

Doch während ihre zuckenden Bewegungen immer schwächer wurden und die Kraft aus ihrem Körper wich, wurde es plötzlich hell um sie herum. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass sich vor der geöffneten Scheunentür eine Gestalt abzeichnete.

»Da ist der Kerl!« Wie durch Nebel spürte sie, dass der Fremde von ihr abließ und hastig auf die Beine sprang. Einen Augenblick blieb sie benommen liegen, dann bemerkte sie, dass der Neuankömmling ebenfalls die rot-grüne Uniform der hessischen Jäger trug.

Unerwartete Hoffnung durchströmte Anna, als sie sich aufrappelte, die Fetzen von Rock und Mieder an den Körper presste und langsam zum anderen Ende des Raumes

zurückwich. Sie ließ die beiden Männer nicht aus den Augen, die sich wie wild gewordene Kampfhunde anstarrten und sich umkreisten, bis schließlich einer zum ersten Schlag ausholte.

Dann verkeilten sich beide ineinander, stürzten gemeinsam zu Boden, und irgendwo in dem Gemenge aus Armen und Beinen sah Anna die Klinge eines Messers aufblitzen.

Sie vernahm einen Schrei, gefolgt von einem lauten Keuchen. Mit einem Ruck hatte der Deserteur den anderen Soldaten hochgerissen und ihn mit der Kraft eines Irrsinnigen an die Wand geschleudert, wo sein Kopf gegen das harte Holz schlug. Anna stockte der Atem, als sie den triumphierenden Blick in den Augen ihres Peinigers sah.

Doch bevor der leblose Körper des zweiten Soldaten vollständig zu Boden gesackt war, stürzte ein weiterer Uniformierter durch die Tür. Wieder folgte ein Handgemenge, heftiger, rücksichtsloser als zuvor. Bretter zerbarsten, Schreie ertönten, irgendwo ging etwas zu Bruch. Dann sah Anna, wie sich ihr Angreifer aufrichtete und seinem Gegner die Messerklinge bis zum Schaft in den Leib ramnte.

Dieser erstarrte kurz. Ein ungläubiger Ausdruck breitete sich in seinem Gesicht aus, als er an sich herunterblickte und sah, dass ein tiefroter Blutfleck seine Jacke tränkte. Dann stürzte er wie ein gefällter Baum zu Boden.

Schwer atmend blieb der Deserteur stehen, leicht vornübergebeugt, das blutige Messer noch immer in der Hand. Einen Augenblick später erinnerte er sich offenbar wieder Annas Gegenwart, und der irrsinnige Ausdruck auf seinem Gesicht lähmte sie vor Angst und Entsetzen.

»So, meine Süße, jetzt sind wir wieder allein ...« Mit wenigen Schritten war er bei ihr, warf sie, die mit dem Rücken an die Wand gepresst stand, wiederum zu Boden.

Schmerz durchzuckte sie, als ihre Handflächen und Knie auf dem rauen Untergrund aufgerissen wurden.

»Du wirst nicht mehr schreien!«, keuchte der Fremde.
»Es würde dir auch nichts nützen. Oder glaubst du ernsthaft, einer der feigen Betbrüder hier würde es wagen, Hand an mich zu legen?«

Verzweifelt flog Annas Blick umher. Er hatte recht, man würde ihre Schreie nicht hören. Zudem lehnten die Amische jede Anwendung von Gewalt strikt ab, sogar wenn es darum ging, sich selbst zu verteidigen.

Sie war verloren. *Rettungslos!*

Angst und Ekel mischten sich mit der verzweifelten Erkenntnis ihrer Ohnmacht, als er seine stinkenden Lippen auf die ihren presste, mit seinen Fingern ihre Taille entlangglitt – und sie erstarrte.

Ein Rascheln war im Hintergrund zu hören, ein Schatten durchbrach das hereinfallende Licht, doch der Mann schien es nicht zu bemerken. »Jetzt gehörst du mir!«, zischte es an ihrem Ohr. Anna schloss die Augen und betete vergeblich darum, dass eine Bewusstlosigkeit sie davor bewahrte, mitzuerleben, was nun unweigerlich geschehen würde. Sie spürte, wie das Gewicht seines schweren Körpers sie fest auf den lehmigen, mit Stroh bedeckten Boden presste.

Gott, hilf mir!, flehte sie stumm.

Plötzlich hörte sie einen dumpfen Aufprall, das Geräusch eines Schlages. Zwei, drei Atemzüge lang geschah nichts, dann erschlaffte ihr Angreifer. Ehe sie verstand, was geschehen war, wurde der leblose Körper von ihr weggezerrt. Jemand half ihr auf die Beine, und als diese einzuknicken drohten, wurde sie vom Boden emporgehoben, zum anderen Ende des Stalls getragen und vorsichtig auf einem Strohbündel abgesetzt. Eine Hand stützte ihren Rücken und hinderte sie daran, vor Schwäche umzusinken.

»Alles in Ordnung mit dir?«

Nur langsam wurde Anna sich wieder ihrer Umgebung bewusst, und ihr Sichtfeld klärte sich. Ein junger Mann kniete neben ihr. Ein paar schwarze Locken hatten sich gelöst und fielen in sein von der Sonne leicht gebräuntes Gesicht, das nur eine Spur von Puder aufwies.

»Geht es wieder?«

Anna wandte den Kopf und sah in ein Paar graue Augen, in denen sie Besorgnis lesen konnte.

Doch dann erkannte sie, dass der Mann die gleiche Uniform trug wie der Angreifer – das grün-rote Tuch der hessischen Jäger. Sie wollte erschrocken aufspringen, sank jedoch mit einem leisen Schmerzenslaut zurück auf das Stroh.

»Bleib sitzen, Mädchen, du bist verletzt.« Ohne sie loszulassen, nestelte der Fremde an seinem Leinenbeutel. »Hier, trink das.« Mit einer routinierten Bewegung zog er eine Feldflasche hervor, schraubte sie auf und hielt sie Anna hin. Noch immer zitternd nahm sie diese entgegen und setzte sie vorsichtig an.

Das Wasser schmeckte frisch und vertrieb den Geschmack des Blutes in ihrem Mund. Beruhigend spürte sie die Hand des Soldaten auf ihrem Rücken, und das Zittern ließ ein wenig nach. Mit einem Nicken gab sie ihm die Flasche zurück, wobei ihre Fingerspitzen kurz die seinen berührten.

Dann fiel ihr Blick auf die drei regungslosen Männerkörper auf der Erde, und der Geruch von Blut ließ Ekel in ihr aufsteigen. Schamesröte brannte in ihrem Gesicht, als ihr plötzlich bewusst wurde, dass sie außer ihrer Chemise und den Resten ihres Leinenrocks nichts mehr am Leib trug. Hastig tastete sie nach ihrem Mieder und hielt es schützend vor sich.

Inzwischen hatte sich ihr Retter von ihr abgewandt und stieß den Deserteur, der noch immer reglos dalag, mit der Stiefelspitze an. Dieser stöhnte leise, rührte sich jedoch nicht.

»Elender Kerl!« Offensichtlich kostete es den Soldaten all seine Selbstbeherrschung, ihm keinen weiteren Tritt zu verpassen. Stattdessen wandte er sich den beiden Verletzten zu. Der eine war inzwischen wieder zu sich gekommen und hielt sich mit der Hand den Hinterkopf.

»Ist Er schwer verletzt, Sergeant?«

Noch immer blass im Gesicht, schüttelte der Mann langsam den Kopf. »Es geht schon wieder.« Wie um seine Worte zu beweisen, kam er, wenn auch schwankend, auf die Füße. Dann beugte er sich über seinen verletzten Kameraden, der die Besinnung noch nicht wiedererlangt hatte.

»Er lebt, aber er hat viel Blut verloren, Herr Leutnant. Was ...?«

»Wir nehmen ihn mit!« Wütend presste der Offizier seine Kiefer zusammen, als er zu dem Bewusstlosen trat und ihm vorsichtig Rock, Weste und Hemd öffnete. Auf dessen behaarter Brust zeigte sich eine blutende, aber nicht tiefe Fleischwunde. »Er wird es überstehen. Los!«

Der Zorn wich aus seinem Gesicht, als er sich wieder Anna zuwandte und sie einen Moment von oben bis unten musterte. »Kennst du diesen Mann?«, fragte er und zeigte auf ihren Peiniger. Dem Klang seiner Stimme nach schien er sie eines Verbrechens für fähig zu halten.

»Nein.« Nur mühsam brachte Anna das Wort hervor, ihr Hals brannte dort, wo der Angreifer zugeedrückt hatte, noch immer wie Feuer. »Ich habe ihn noch nie gesehen. Er ist mir im Wald begegnet, und ich wollte ...« Sie unterbrach sich, als ihr klar wurde, dass sie dem Offizier um ein Haar verraten hätte, dass sie drauf und dran gewesen war, einem Deserteur Zuflucht zu gewähren.

Das Schuldbewusstsein war ihr offensichtlich ins Gesicht geschrieben, denn mit wenigen Schritten war der Leutnant auf sie zugeetreten, schob ihr seinen behandschuhten Zeigefinger unter das Kinn und zwang sie,

ihm in die Augen zu sehen. »Was wolltest du?« Sein Tonfall zeigte, dass er gewohnt war, Befehle zu erteilen. »Sprich!«

»Ich war auf dem Weg zurück von Berich«, begann Anna schließlich, um das eigentliche Thema zu umschiffen. »Dort habe ich einer Frau bei der Geburt ihres ersten Kindes geholfen.« Sie unterbrach sich, doch ein Nicken ihres Gegenübers zeigte, dass er gewillt war, ihr zuzuhören. »Die Wehen haben die ganze Nacht gedauert. Erst im Morgengrauen konnte ich nach Hause zurückkehren. Ich war müde und erschöpft, deshalb habe ich ihn zuerst nicht bemerkt. Er hat mich bedroht und ...« Erneut durchlief sie ein Schauer, als sie sich die schicksalhafte Begegnung ins Gedächtnis rief. Nichts, von dem, was sie gesagt hatte, war gelogen. *Noch nicht.*

Sie schwieg.

Einen Moment lang sah der Offizier sie durchdringend an, als wolle er prüfen, ob das, was sie sagte, tatsächlich der Wahrheit entsprach. Doch die Spuren der Gewalt und die Angst in ihren Augen mussten ihn überzeugt haben, denn er ließ schließlich von ihr ab.

»Darf ich mich wieder ankleiden?«

Er nickte knapp. Eilig raffte sie ihren Rock zusammen, griff nach ihrem Mieder und bemühte sich, es trotz der zerschnittenen Kordel notdürftig zu verschnüren.

Sie spürte den Blick des Leutnants auf sich, der jede ihrer Bewegungen beobachtete, und errötete.

Schließlich wandte er sich ab. »Sergeant Weiser«, wies er den anderen an, »kümmere Er sich um den Verwundeten und siehe Er zu, dass jemand hilft, ihn aufs Pferd zu heben. Doch zuvor Sorge Er dafür, dass *der da*«, er zeigte auf den Deserteur und spuckte die letzten Worte regelrecht aus, »gefesselt wird. Wir reiten heute noch zurück!«

»Zu Befehl, Herr Leutnant!« Sogleich eilte der Angesprochene, zu tun, wie ihm geheißen.

Bei dem Versuch, die Scheune zu verlassen, wäre er beinahe mit einem blonden Mann zusammengestoßen, der

mit hochrotem Gesicht hereingestürzt kam. Er trug eine schlichte dunkle Kniebundhose zu weißen Strümpfen, darüber ein Leinenhemd mit brauner Weste. In seinen Augen standen Schrecken und ein Anflug von Zorn.

Sofort schien er die Situation erfasst zu haben und eilte zu Anna, die mit dem Ankleiden fertig war und den Ankömmling stumm, fast ein wenig trotzig ansah.

»Anna, was ist los? Ist dir etwas geschehen?«

»Die Herren werden dir sicher Bericht erstatten.« Ihre Worte klangen kühl und wesentlich sicherer, als sie sich fühlte. »Ich wurde überfallen, aber wie du siehst, geht es mir gut.«

Obwohl der Angriff des Fremden Anna bis ins Mark erschüttert hatte, legte sie keinen Wert darauf, ausgerechnet von Gideon Beiler getröstet zu werden. Er war der Neffe eines der Gemeindeältesten und spielte sich gerne als ihr Wohltäter auf. Allerdings ärgerte sie sich über die Selbstgerechtigkeit, mit der er sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu belehren versuchte.

»Nun denn.« Mit zwei Schritten war der Offizier hinzugetreten, und Anna bemerkte, dass er Gideon um einen halben Kopf überragte. »Ich fürchte, es gab einen kleinen Zwischenfall. Ein Deserteur, den wir schon seit Tagen verfolgen, hat sich offensichtlich hier in den Wäldern versteckt und versucht, dem Mädchen hier Gewalt anzutun.«

Anna bemerkte, dass Gideon entsetzt zusammenfuhr, erst den Offizier und dann sie anstarrte. »Mir ist nichts geschehen, wie du siehst.« Beruhigend legte sie dem Amischen ihre Hand auf die Schulter. Im Augenblick erschien es ihr besser, sich umgänglich zu zeigen, als ein weiteres Unwetter heraufzubeschwören. »Dank der Hilfe von Leutnant ...« Sie unterbrach sich und wandte sich fragend an den Offizier, der ihr noch immer gegenüberstand und Gideon stumm musterte, nun jedoch andeutungsweise den Kopf neigte.

»Sekondeleutnant Lorenz von Tannau, zu Diensten!«

»Ich statue Euch meinen Dank ab, Sekondeleutnant«, brachte Gideon gepresst hervor, und aus den Augenwinkeln heraus konnte Anna erkennen, dass Dankbarkeit bestimmt nicht das Gefühl war, welches er in diesem Augenblick empfand.

Fürsorglich, fast besitzergreifend, legte er den Arm um ihre Schultern und zog sie zu sich heran. »Komm, Anna, du bist verletzt, du musst dich waschen und deine Wunden versorgen lassen.«

Zu schwach, um sich ihm zu widersetzen, ließ sie sich von Gideon zum Scheunentor führen, durch das nun die Morgensonne hereinflutete.

Für einen Augenblick gelang es Anna, sich umzudrehen und einen letzten Blick auf den jungen Offizier zu erhaschen. Ihre Augen trafen sich, und zu ihrem Erstaunen las sie Mitleid darin.

Mitleid für sie?

Ein merkwürdiges Gefühl breitete sich in ihr aus, doch bevor sie darüber nachdenken konnte, hatte Gideon sie nach draußen geschoben.

*

»Zum Henker mit diesem Kerl!« Angewidert betrachtete Lorenz von Tannau die noch immer regungslos auf dem strohbedeckten Scheunenboden liegende Gestalt Kurt Pauls. Tagelang hatten er und seine Männer diesen Verbrecher verfolgt. Dass er sich ausgerechnet hier, auf einem Pachthof dieser Wiedertäufer, verkriechen wollte, dann jedoch gleich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit versucht hatte, eine Frau zu schänden, passte genau ins Bild, das er sich von diesem Feigling gemacht hatte. Schon in Cassel hatte sich Paul an der Tochter eines Schankwirtes vergangen, die allerdings ohnehin keinen Ruf mehr zu verlieren gehabt hatte. Nur wenige Tage später

sollte er die Schwester eines ansässigen Töpfers überfallen und schwer verletzt haben. Als ihn die Militärgerichtsbarkeit deswegen zur Rechenschaft ziehen wollte, hatte er sein Heil in der Flucht gesucht.

Schritte näherten sich und rissen Lorenz aus seinen Gedanken. Als er sich umwandte, sah er Sergeant Peter Weiser, der offensichtlich seine Befehle ausgeführt hatte und nun auf weitere Anweisungen zu warten schien.

Mit einem Blick auf den gefesselten Kurt Paul befahl er knapp: »Hol Er mir noch einen Eimer Wasser, Sergeant!« Es wurde Zeit, von hier aufzubrechen, wenn sie noch heute zurück in Cassel sein wollten.

Auf Lorenz' Geheiß hatte Weiser, unterstützt von einer der einheimischen Bäuerinnen, die Wunden seines Kameraden so gut es ging, versorgt. Dann hatte er ihn auf eine provisorische Bahre gebettet und diese an einem Pferd vertäut. Zwischenzeitlich war der Soldat, dessen Verletzungen sich glücklicherweise als nicht lebensbedrohend erwiesen, wieder zu Bewusstsein gekommen.

Lorenz versuchte noch, von den anwesenden Bauern etwas über den Deserteur zu erfahren. Da aber niemand etwas gesehen oder gehört haben wollte, hatte er sich zum sofortigen Aufbruch entschieden.

Doch hätte er sich gerne noch vergewissert, ob es diesem Mädchen auch wirklich gut ging. Noch immer flackerte Zorn in ihm auf, wenn er an das blanke Entsetzen in ihren Augen dachte. Nur seine Würde als Offizier des Landgrafen hielt ihn davon ab, mit einem festen Stiefeltritt an die richtige Stelle dafür zu sorgen, dass der noch immer bewusstlose Deserteur in Zukunft keine Möglichkeit mehr haben würde, Frauen zu schänden.

Wie hatte dieser amische Bauer sie gerufen? *Anna?* Armes Ding, einem solchen Galgenstrick wie diesem Paul in die Hände zu fallen. Aber obgleich sie während seiner Befragung völlig verängstigt und im Unterkleid vor ihm

gestanden hatte, hatte sie eine gewisse Würde ausgestrahlt. Und selbst dem jungen Amischbauern, der nach ihr sehen wollte, hatte sie trotz ihrer erbärmlichen Lage eine subtile Abfuhr erteilt.

Bei der Erinnerung daran kräuselte ein leichtes Lächeln Lorenz' Lippen. Ob das ihr Ehemann gewesen war? Seinem besitzergreifenden Gebaren nach zu urteilen, wäre es möglich. Doch die Reaktion des Mädchens auf seine Annäherung hatte eine andere Sprache gesprochen. Vielleicht ihr Verlobter oder jemand, der einen gewissen Anspruch auf die junge Frau anzumelden gedachte.

Aber das sollte seine Sorge nicht sein. Fahrig wischte er sich mit dem Handrücken über die Stirn. Er hatte weiß Gott genügend eigene Probleme.

Der Sergeant kam mit einem Eimer Wasser zurück. Wortlos griff Lorenz danach und goss ihn mit einem Schwung über Pauls Kopf aus, der daraufhin prustend zusammenfuhr.

Einen Augenblick lang schien er nicht zu wissen, wo er sich befand. Sein Blick irrte orientierungslos hin und her. Doch dann erkannte er Lorenz, was ihm offenbar schlagartig das Geschehene wieder ins Bewusstsein brachte, denn er zuckte zusammen und versuchte aufzuspringen, strauchelte jedoch in seinen Fesseln.

»Versuch es erst gar nicht, du Wurm!«

Weiser nahm die unweit der Stalltür abgestellte Büchse, entsicherte sie und baute sich damit vor Paul auf. »Los, mitkommen!«

Einen Augenblick lang sah es so aus, als wolle Paul sich widersetzen, seine Muskeln spannten sich, und seine Augen suchten den Raum blitzschnell nach einer Fluchtmöglichkeit ab. Dann aber erkannte er wohl, wie aussichtslos seine Lage war. Er ließ die Schultern sinken und rappelte sich auf, soweit es ihm mit den Fesseln möglich war.